

Dina Oganova
Salome Benidze

»Nicht mal die Vögel
fliegen mehr dort«

Porträts von Frauen
aus Georgien

Aus dem Georgischen
übersetzt von Lunona Guruli

Aviva



Vorwort der Autorinnen

Fünf Tage, über 400 Tote, bis zu 2.000 Verwundete, über 20.000 Flüchtlinge, 22 verlorene Dörfer — so sieht die offizielle Statistik des russisch-georgischen Augustkrieges von 2008 aus, des Krieges, der oft als der erste europäische Krieg des 21. Jahrhunderts bezeichnet wird. Doch der Schaden, den dieser Krieg in Georgien angerichtet hat, ist viel größer und wird mit der Zeit immer schmerzhafter spürbar.

Heute sind 20 Prozent des Landes von Russland okkupiert. Die schleichende, fortschreitende Ausweitung der Besetzung hat sich in etwas Alltägliches verwandelt. Aus den Dörfern nahe der administrativen Grenze werden bis heute Zivilistinnen und Zivilisten entführt, während im ganzen Land bis zu 300.000 intern vertriebene Menschen aus Abchasien und der Samatschablo-Region darauf warten, nach Hause zurückkehren zu können.

Im Jahr 2018 sind zehn Jahre seit dem Augustkrieg vergangen. Wir wollten über diesen Krieg noch eine andere Geschichte erzählen, eine Geschichte, die man sonst nirgends findet und liest. Die Hauptfiguren unserer Geschichte sind Frauen unterschiedlichen Alters und Berufs, mit unterschiedlicher Vergangenheit und Erfahrung; Frauen, deren Leben der Krieg für immer verändert hat; Frauen, die gekämpft haben, die nicht zurückgewichen sind, die ihre Dörfer selbst dann nicht verließen, als sie in den Kriegstagen in Flammen standen, die Leben retteten, während sie ihre Liebsten – Kinder, Ehemänner, Eltern, Schwestern und Brüder – verloren, und die es trotz der durchlebten Tragödien geschafft haben, ihr Leben neu zu beginnen, auf den Trümmern neue Häuser zu errichten und dabei noch anderen zu helfen, wieder auf die Beine zu kommen.

Sie erinnern uns noch einmal daran, dass ein militärischer Konflikt nicht bloß ein Ereignis aus der fernen Vergangenheit ist, über das wir in Geschichtsbüchern lesen, sondern dass er zu einem Teil unseres Lebens werden kann, zur persönlichen Tragödie einer und eines jeden Einzelnen von uns. Die Heldinnen dieses Buches erinnern sich an die Ereignisse von vor zehn Jahren und erzählen uns zugleich, wie ihr Leben zehn Jahre nach dem Krieg aussieht – in den Dörfern, in denen

nachts immer noch Schießereien zu hören sind, in den dicht an dicht stehenden Neubauten und den von aller Welt vergessenen Altbauten; sie erzählen uns, wie eine Realität aussieht, in der man noch immer von dem Haus träumt, das man verlassen musste, und von den Menschen, die man verloren hat.

Frauen beginnen selten Kriege. Sie treten auch selten in der Rolle einer Soldatin oder Kriegerin auf. Daher sind ihre Namen in den historischen Überlieferungen kaum zu finden. In einem militärischen Konflikt sind Frauen und Kinder die größten Leidtragenden; viele Frauen werden Opfer von Gewalt und Unterdrückung. Die Tatsache, dass die Willensstärke und die enorme Kraft der Frauen oft über den Ausgang von Kriegen entschieden und die Schicksale der Menschen gelenkt hat, wird in der Geschichtsschreibung häufig ausgeblendet.

„Nicht mal die Vögel fliegen mehr dort“ ist die Geschichte genau solcher Frauen – der Heldinnen, die hinter den Kulissen des russisch-georgischen Krieges verborgen bleiben. Es ist ein Buch über Krieg und Frieden, Liebe und Treue, Sterben und Auferstehen. So sieht die jüngste Geschichte Georgiens aus – voller Verluste, Schmerzen, Tränen, Blut und gleichzeitig voller Hoffnung.

Laura Zoiaschwili, 19 Jahre alt
Atschabeti / Siedlung Zerowani



Im Jahr 2008 war ich neun Jahre alt, aber in meiner Familie bin dennoch ich diejenige, die sich am besten an unser Dorf und an unser Haus erinnert. Wir hatten ein zweistöckiges Haus, auf einem großen Hof mit langen Alleen. Am liebsten mochte ich mein kleines, gemütliches Zimmer, an dessen Fenstern Papierschneeflocken klebten. Aus dem Haus habe ich nur Fotos mitgenommen, als wir unsere Sachen für die Flucht packten. Ich war es, die Mutter daran erinnerte, die Fotos nicht zu vergessen.

Die Eltern wollten uns keine Angst einjagen, also sagten sie uns, dass wir in den Urlaub fahren würden, aber ich begriff dennoch, dass etwas sehr Schlimmes geschah.

Auch an den Tag der Flucht erinnere ich mich ganz genau. Ich folgte meinem Onkel in den Hof. Er ließ alle Tiere frei, die wir hatten: Kaninchen, Hühner, Küken, sogar den Hund. Zuerst verstand ich nicht, warum er das tat. Wie? Würden wir etwa nicht mehr wiederkommen? Wir hatten doch bloß Sommerkleidung eingepackt. Als wir das Haus verließen, sah ich mir alles ganz genau an, Wände, Gegenstände ... Als ob ich versuchte, das, was ich sah, für immer in meinem Gedächtnis abzuspeichern. Unser Haus sah wie ein hilfloses Kind aus, ein Kind, das verlassen wurde.

Wir gingen nach Cheltubani, ins Dorf meiner angeheirateten Tante. In dieser Nacht erfuhren wir, dass ihr Cousin gefallen war. Erst da begriff ich, dass Krieg ausgebrochen war.

Von dort zogen wir weiter in ein anderes Dorf, wo eine Landmine explodierte, danach fuhren wir nach Kareli. Einige Nächte verbrachten wir in einer Garage. Dort waren viele Kinder und am Anfang kam ich ganz gut mit all dem zurecht. Es ging das Gerücht um, dass Panzer im Dorf eintreffen würden, und wir alle flüchteten mit einem großen Lastwagen in den Wald. Alle standen unter Schock. Die Eltern wussten nicht mehr, was sie tun und was sie uns, den Kindern, sagen sollten. Unter den Kindern dort war ich die Ältteste, ich begriff alles und versuchte, nicht in Panik zu verfallen, aber in diesem Moment bekam ich riesige

Angst und fing an zu weinen. Ich erinnere mich, wie wir mit dem Lastwagen einen Abhang hinauffuhren und Bäume, Äste und Kleinholz miteinander zu verschwimmen schienen. Wir versteckten uns am Fuß eines Berghangs und schliefen auf dem Boden. Ich weiß noch ganz genau, wie ich die Augen aufschlug und meine Mutter sah, die mich die ganze Nacht behütet hatte, ohne auch nur eine Minute geschlafen zu haben. Dann bekam ich zufällig ein Gespräch mit, dass irgendwo in unserer Nähe russische Artillerie platziert war. Gott sei Dank, dass sie uns nicht entdeckt hatten. Am nächsten Tag fuhren wir mit dem Zug nach Tbilissi.

Ab September ging ich in Tbilissi zur Schule. Obwohl die Lehrerinnen und Lehrer uns sehr herzlich empfingen, war es schwer für mich, keine bekannten Gesichter mehr zu sehen, mir kam es so vor, als ob ich alle meine Freundinnen und Freunde verloren hätte, ich dachte, ich hätte niemanden mehr in meinem Alter. Ich bat Mutter, mir ein Tagebuch zu kaufen, in das ich dann pausenlos schrieb. „Ich will irgendwann die Augen schließen, sie dann wieder öffnen, nach draußen gehen und feststellen, dass alles nur ein Traum gewesen ist“ – das war mein erster Eintrag ins Tagebuch. Wir wohnten in einem Kindergarten und ich bekam oft mit, dass man uns Flüchtlinge nannte, während ich nicht mal wusste, was das Wort „Flüchtling“ bedeutete.

Im Februar wurden wir nach Zerowani umgesiedelt. Seitdem leben wir hier, aber ich habe nie die Hoffnung verloren, eines Tages in mein Dorf zurückzukehren. Die Siedlung Zerowani war sehr aktiv, vor allem am Anfang, in den Nachkriegsjahren. Internationale Organisationen sowie verschiedene NGOs haben uns oft besucht, es wurden unzählige Arbeitsgruppen gegründet und ich war sehr beschäftigt, ich hatte einfach keine Zeit, um in Depressionen zu verfallen. Ich war hochmotiviert und lernte fleißig, aber zugleich vergaß ich nicht, was geschehen war. Ich war auch im Ausland, in meinem Leben ist viel passiert, was meine Kindheitserinnerungen überdecken könnte, aber nein! Ich habe nie vergessen, wer ich war, woher ich kam und was ich durchleben musste.

Zumindest im Traum will ich für einen ganzen Tag nach Atschabeti zurückkehren, durch die Tür meines Hauses schreiten, die dortige Schule besuchen, die Wege entlanggehen. Uns wird immer wieder

erzählt, dass dort alles niedergebrannt ist und sich die Gegend in einen Sumpf verwandelt hat. Wie kann das sein, dass mein Dorf – der schönste Fleck der Erde – sich in einen Sumpf verwandelt hat? Ich werde das nie glauben. Ich glaube an etwas anderes, ich glaube, dass wenn es irgendwo ein Paradies gibt, mein Dorf dieses Paradies ist, und wenn ich mir etwas wünschen dürfte, würde ich mir wünschen, wieder dort zu sein.

Wenn ich allein bin, male ich. Ich male, wenn ich aufgewühlt bin, wenn ich mir Sorgen mache. Ich habe den Krieg noch nie gemalt und werde das auch niemals tun.











Liana Tschlatschidze, 65 Jahre alt Ergneti

Die Provokationen nahmen im Sommer 2008 deutlich zu. Es waren die letzten Julitage, als die Wege gesperrt wurden. Lediglich den Fahrzeugen von OSZE und Rotem Kreuz war es noch möglich, Richtung Zchinwali zu fahren. Es müsste der 25. Juli gewesen sein, als mich ein Freund aus Zchinwali anrief und mich um Hilfe bat — sein Bruder sei von Wölfen angegriffen und lebensgefährlich verletzt worden. Die Ärzte in Zchinwali hatten ihm gesagt, dass sein Bruder nur „in Georgien“ gerettet werden könnte. (Diese Formulierung, mit der man uns so bezeichnet, als wären wir ein anderes Land, bringt mich zur Weißglut!) Mein Freund bekam keine Erlaubnis, das von den Georgiern kontrollierte Territorium zu betreten. Ich setzte mich mit der Notaufnahme von Tkwiawi in Verbindung und bat die dortigen Ärzte, sie nach Zchinwali begleiten zu dürfen. Sie wollten mich nicht mitnehmen, weil sie sich keine Hoffnung auf eine friedliche Rückkehr machten. Ich arbeitete zu dieser Zeit bei einer OSZE-Mission und stand in regem Kontakt mit Kulachmatow, dem damaligen Befehlshaber der Friedenstruppen, also bat ich ihn um die Sicherheitsgarantien. Letztendlich wurde der Bruder meines Freundes, der bereits halb tot war, von den georgischen Ärzten gerettet.

Am 7. August wurde in Ergneti so heftig geschossen, dass es einfach unmöglich war, weiterhin dort zu bleiben. Ich brachte die Kinder in den Keller und kehrte selbst auf den Hof zurück, wo es Kugeln hagelte. Aber schon den Gedanken daran, dass auch ich mich irgendwo verstecken sollte, empfand ich als erniedrigend. Die Menschen zögerten immer noch, das Dorf zu verlassen, wir konnten uns nicht vorstellen, dass das Ganze in einen handfesten Krieg ausarten würde. Am 9. August beschlossen wir zu fliehen. Auf den Höfen explodierten bereits Bomben. Allein auf meinen Hof wurden dreizehn Kassettenbomben abgeworfen. Wir haben eine wahre Hölle durchlebt.

Wir flüchteten Richtung Tbilissi. Erst wurden wir in einen Kindergarten einquartiert, in dem wir unter schlimmsten Bedingungen leben mussten. Wir besaßen nicht mal Betten. Dann zogen wir zu einer

Freundin nach Rustawi und verbrachten dort ein ganzes Jahr. Die Zone, in der mein Haus steht, galt als der gefährlichste Bereich in der Gegend und während des ganzen Jahres schaffte man es nicht, für uns hier Wohnbaracken zu bauen.

Ich bin am 19. August zurückgekehrt. Ich habe ein knöchellanges Kleid angezogen und den Kopf mit einem Schal verhüllt, um wie eine alte Frau auszusehen. Von Tirdznisi bin ich sieben Kilometer zu Fuß gelaufen. Die Einwohner waren nirgendwo zu sehen. Auf der Autobahn waren immer noch Russen und Osseten unterwegs. Wenn ich ein Auto hörte, schloss ich die Augen. Ich wollte nicht sehen, wie man mich erschießt. Als ich endlich unser Viertel erreichte, lag hier alles in Schutt und Asche. Es wehte eine leichte Brise und verbranntes Blech knarrte und ächzte. Als ich meinen Hof betrat und das niedergebrannte Haus erblickte, erstarrte ich. Ich habe keine einzige Träne vergossen, ich war wie betäubt. Dann ging ich zum Haus des Nachbarn, um zu sehen, wie die Lage dort war. Ich erinnere mich, wie ich dort auf der Treppe stand und mich umschaute und plötzlich spürte, dass sich jemand von hinten näherte. Ich versteinerte vor Angst. Ich fühlte, wie mich jemand an der Schulter berührte und begriff, dass es keine menschliche Hand war. Ich drehte mich um und sah meinen Hund.

Am meisten bereue ich, dass ich meine Bibliothek zurückgelassen habe. Ich besaß die erste Ausgabe von „Deda Ena“ von Jakob Gogebaschwili*, eine altgriechische, im Jahr 1800 herausgegebene Bibel und eine georgische Bibel aus dem Jahr 1801, um nur einiges zu nennen. Alles wurde im Feuer vernichtet.

Am 8. August 2017 eröffnete ich im Keller meines Hauses das „August-2008-Museum“. Dieses Museum existiert, damit wir allen, der ganzen Welt, erzählen können, was wir durchmachen mussten.

Wissen Sie was? Dieser Krieg hatte auf normale Menschen viel schlimmere Auswirkungen als auf die Politiker. Im Winter nach dem Krieg waren wir im ganzen Viertel nur zu viert.

*Jakob Gogebaschwili (1840-1912), georgischer Pädagoge, Journalist und Kinderbuchautor; „Deda Ena“ („Muttersprache“): bis heute gebräuchliches Lehrbuch für georgische Schriftsprache

„Wieso seid ihr nicht weggegangen?“, werden wir oft gefragt. Ich hätte zwar einen Ort, wo ich hätte hingehen können, aber das habe ich nicht gemacht. Kann man jemanden fragen, wieso man seine Eltern liebt? Wir waren in einer schlimmen Notlage, selbst Trinkwasser wurde nur alle drei Tage geliefert, aber wir sind dennoch hier geblieben. Ich kann rote Bohnen und Makkaroni, die damals an uns verteilt wurden, bis heute nicht ausstehen. Ich habe eine zeitlang mitgezählt, wie viele Menschen in Ergneti nach dem Krieg gestorben sind. Die Zahl der Verstorbenen ist auf 35 gestiegen, während lediglich drei bis vier Kinder geboren wurden. Das ist eine Katastrophe. Zu den Kriegsopfern zählen nicht nur die von den Kugeln getöteten Menschen. An den Folgen des Augustkrieges 2008 sterben Menschen hier bis heute.



Nino Khotschiaschwili, 22 Jahre alt Achalgori / Siedlung Zerowani

Es verbreitete sich das Gerücht, dass in Zchinwali Krieg ausgebrochen war. Ich war zwölf Jahre alt, ich wusste, dass im Krieg Menschen getötet werden, und konnte mir nicht vorstellen, dass so etwas in unserer Nähe geschehen könnte. Also dachte ich, das sei gelogen.

Ich erinnere mich daran, wie Vater mich und Ruso, meine Stiefmutter, begleitete und wie georgische Soldaten in Achalgori einmarschierten. Ich erinnere mich an meine Gefühle von damals, als ich anfangs nicht verstand, ob es sich dabei um unsere Soldaten handelte oder nicht. Vater ging vor und redete mit ihnen. Ich starnte sein Gesicht an und versuchte, anhand seines Gesichtsausdrucks zu erraten, was los war. Ruso und ich dachten uns, dass wir in zwei Tagen zurückkehren würden. Wir flohen ins Dorf Tschardachi, das sich ganz in der Nähe befindet. Die ganze Nacht bebte die Erde wegen der herumfahrenden Panzer. Wir standen auf dem Balkon und schauten auf die Militärkolonne. Vater und Großmutter blieben in Achalgori. Die Woche, in der Vaters Handy ausgeschaltet war und wir ihn nicht erreichen konnten, war die schlimmste.

Während ich jetzt vom Krieg erzähle, begreife ich, dass dieses Thema in unserer Familie irgendwie tabuisiert wird. Ich habe noch nie das Bedürfnis gespürt, meinen Vater über irgendwelche Details auszufragen.

Ich hatte auch vor dem Krieg eine tragische Kindheit. Das erste, woran ich mich erinnere, ist meine Mutter, die im Sarg liegt.

Mir ist es sehr schwer gefallen, mich an diesen Ort zu gewöhnen. Hier gab es außer den Kindern aus Achalgori noch die Kinder aus Liachwischeoba, deren Häuser vor ihren Augen niedergebrannt wurden, die gezwungen wurden, die Ermordung anderer Menschen mitanzusehen, und deren Familienmitglieder getötet wurden. Anfänglich kamen wir, die Kinder aus Achalgori und die aus Liachwischeoba, schlecht miteinander aus. Es hatte den Anschein, als ob sie es uns übel nahmen, weil ihre Häuser angezündet worden waren und unsere nicht.

Wir haben in Achalgori drei Häuser zurückgelassen. Am meisten mochte ich das Haus in Kochiani, das Landhaus unserer Vorfahren. Südlich von Khochiani war Gudatsveri, das Dorf meiner Großmutter. Meine Großmutter liebte meinen Großvater sehr. Er hatte zwar nur drei oder vier Schuljahre absolviert, aber er war ein sehr kluger Mann, selbstgelernter Buchhalter, er beherrschte fünf Sprachen und soll sogar Gedichte geschrieben haben, die irgendwo in unserem Haus herumliegen. Wenn wir zurückkehren, werde ich seine Gedichte unbedingt finden und lesen.

Nördlich von Gudatsveri war überall Wald und unser Haus stand in diesem winzigen Dorf praktisch im Wald. Wissen Sie, woran ich mich aus meiner Kindheit am liebsten erinnere? Wenn ein Auto nachts nach Gudatsveri fuhr, fiel das Scheinwerferlicht auf den Berg und ich wusste immer ganz genau, welche dieser Lichter dem Wagen meines Vaters gehörten, ich wusste genau, wenn Vater nach Hause kam. Außerdem ist das Lomisoba-Fest, das am 28. August, am Tag Marias*, gefeiert wird, als eine besondere Erinnerung in meinem Gedächtnis haften geblieben. Meine Großeltern hatten sechs Kinder und achtzehn Enkel und an diesem Tag versammelten wir uns alle zusammen mit unseren Freunden. Ich weiß nicht, wie wir in dieses winzige Haus gepasst haben.

Jetzt gefällt mir das Leben hier. Als wir nach Zerowani gezogen sind, fanden wir auf dem ganzen Gelände nichts außer diesen Häusern vor, die alle gleich aussahen. Die Menschen konnten manchmal nicht einmal ihre eigenen Häuser finden, so sehr ähnelten diese einander. Hier stand ein einziger Baum, eine Eiche, und das war unser Treffpunkt. Wir veranstalteten eine Bepflanzungsaktion, säuberten das Territorium hinter der Schule und dem Kindergarten vom zurückgelassenen Bauschutt und legten einen kleinen Park an. Mit der Zeit ist die Siedlung lebendig geworden, alle aktiven Nichtregierungsorganisationen besuchten uns und arbeiteten hier. In dieser Zeit bin ich sehr erwachsen geworden und habe gelernt, dass man alles schaffen kann, was man will, Hauptsache, man gibt nicht auf.

* In den Ostkirchen fällt Mariä Himmelfahrt auf den 28. August.

Wenn das alles in meinem Leben nicht passiert wäre, wäre ich nicht so geworden, wie ich heute bin. Ich träume davon, dass alles im Universum von Liebe gesteuert wird, weil die Wurzel aller Probleme, selbst der emotionalen Probleme der Menschen, Lieblosigkeit ist.





